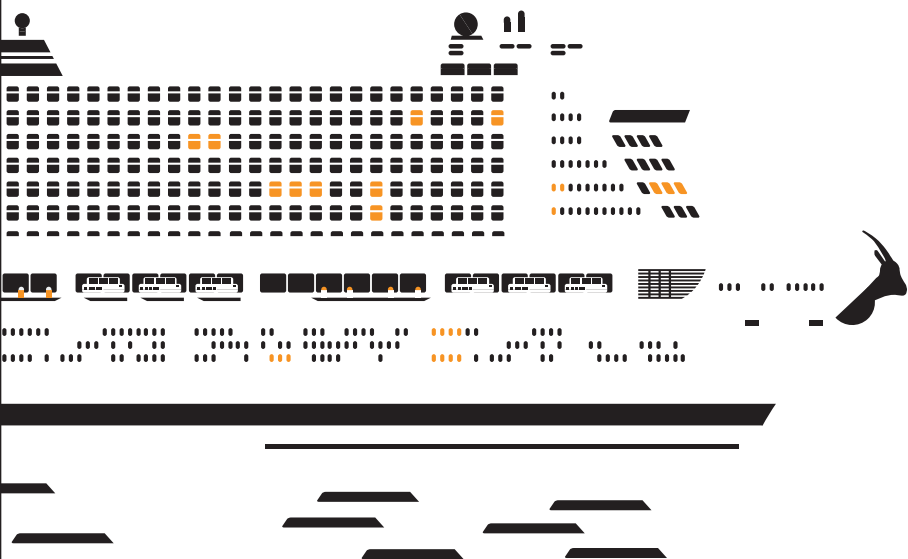


ROBERT MENASSE

ROMAN



DIE ERWEITERUNG

SUHRKAMP

SV

Robert Menasse

Die Erweiterung

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2022

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Tatsiana Tsyhanova | Shutterstock

Karten: Peter Palm, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43080-4

www.suhrkamp.de

Für meine Enkel Janek und Kamil.
Irgendwann werden sie Fragen stellen.
Ich werde nicht mehr antworten können, aber ich kann
ihnen diese Erzählung hinterlassen,
über »damals«,
mein Jetzt.

Prolog

Zwerge haben die Welt erobert. Tomislav »Tommy« Vysoky war verblüfft, als ihm das klar wurde. Er war ein zwei Meter fünf großer junger Mann, der Transkulturelle Kommunikation an der Universität Wien studierte, wo er auch bei den *Uni Wien Emperors* Basketball spielte. Um sein Studium zu finanzieren, nahm er immer wieder Halbtagsjobs an, seit einer Woche arbeitete er als Saalaufsicht im Weltmuseum, einer Dependence des Kunsthistorischen Museums in der Wiener Hofburg. Dienstag und Mittwoch am Vormittag, Freitag am Nachmittag, das konnte er gut mit Studium und Training verbinden. Diensteingeteilt war er in der Rüstkammer, der bedeutendsten historischen Waffensammlung Europas, deren Objekte alle im Zusammenhang mit hochpolitischen Ereignissen entstanden waren, wie Reichstagen, Krönungen, Feldzügen, und die vom Aufstieg und Fall von Dynastien und Wendepunkten der europäischen Geschichte »erzählten«, wie es im Katalog hieß. Tommy Vysoky fand, dass das eine unsinnige Formulierung war, die Objekte erzählten gar nichts, die Reihen von Rüstungen standen stumm da, man müsste jemanden danebenstellen, der erzählen konnte. Aber das war nicht seine Aufgabe. Er sollte nur aufpassen, dass niemand den Rüstungen zu nahe trat. Kernstück seines Aufsichtsgebietes war die »Heldenrüstkammer«, eine Sammlung von Schwertern, Hellebarden, Helmen, Harnischen, Rüstungen und Kriegstrophäen, vor allem Fahnen und Standarten, der berühmtesten Feldherrn des 15. und 16. Jahrhunderts, Eroberern und Verteidigern der abendländischen Welt. Aber für Tommy Vysoky strahlten diese glänzenden und schimmernen Objekte nicht die Aura von mächtigen, starken Männern

aus, von Siegern in unzähligen Schlachten, von Herrschern über die damals bekannte Welt, ihn wunderte vielmehr, wie klein diese Männer gewesen waren. Sah man ihre Rüstungen, konnten sie kaum größer als einen Meter sechzig gewesen sein. Im Grunde Zwerge.

Würde man ihn einen Kopf kürzer machen, dachte Tommy, rein bildlich natürlich, er wäre immer noch größer als zum Beispiel dieser Kriegsherr namens Skanderbeg, vor dessen Helm, der wie für einen Kinderkopf gemacht schien, jetzt gerade mit großer Ehrfurcht ein deutscher Tourist stand.

Severin Osterkamp aus Darmstadt, Musiklehrer am dortigen Ludwig-Georgs-Gymnasium, war verblüfft. Er war nur deshalb in die Rüstkammer gegangen, weil es seinem Selbstverständnis und seinem Anspruch entsprach, beim Besuch eines bedeutenden Museums durch jeden Raum zu wandern, durch jeden! Schließlich hatte er Eintritt für das ganze Haus bezahlt. Und man konnte nie wissen, ob nicht irgendwo eine Überraschung wartete, auf die sein Reiseführer nicht hinwies. Und da war sie. Die Überraschung. Der Helm des Skanderbeg. In einer Vitrine, die ihn sofort bei Betreten des Raums angezogen hatte, weil sie, von innen beleuchtet, diesen Helm glitzern und strahlen ließ. Die anderen hier ausgestellten Helme lagen im Schatten, hinter Kordeln. An denen ging Professor Osterkamp einfach vorbei.

Er las die Legende und staunte. Als Musikprofessor kannte er natürlich die Vivaldi-Oper »Skanderbeg«. Erst vor wenigen Wochen hatte es eine konzertante Aufführung am Staatstheater Darmstadt gegeben. Aber Skanderbeg war für Professor Osterkamp einfach eine Figur der Opernliteratur, er hätte nie gedacht, eines Tages vor einem Helm zu stehen, den diese Figur wirklich in Schlachten getragen hatte.

Er zückte sein Smartphone, schaute fragend zur Saalaufsicht,

die aufmunternd nickte, und fotografierte diesen eigentümlichen Helm mit dem Ziegenkopf auf dem Helmscheitel. Dann hastete er weiter, es gab noch so viele Säle und Räume in diesem Museum.

So historisch bedeutend die Rüstkammer des Kunsthistorischen Museums auch war, ein Touristenmagnet war sie nicht. Tommy Vysoky konnte oft zwanzig oder dreißig Minuten ungestört mit seiner Freundin oder den *Emperors* whatsappen, bis der nächste Besucher kam. Aber heute, es war seltsam, da kam schon der nächste.

David Bryer aus London, Journalist der BBC im Ruhestand, machte, frustriert vom Brexit, eine ausgedehnte *sentimental journey* auf dem Kontinent.

Er war von der Ringstraße unterwegs über den Heldenplatz zur berühmten Konditorei Demel auf dem Kohlmarkt, vom Reiseführer dringend empfohlen, wo er diese köstlichen *viennese Mehlspeisen* probieren wollte, bevor er am nächsten Tag nach Prag weiterreiste. Ein Wolkenbruch, gerade als er am Weltmuseum vorbeiging, ließ ihn ins Museum flüchten. Beeindruckt von der imperialen Pracht der Hofburg, ging er die Marmorstiege hinauf, befand sich plötzlich in der Rüstkammer, ging an einer Armee von Rüstungen vorbei und stand schließlich vor der Vitrine, in der dieser seltsame Helm mit dem Ziegenkopf schimmerte. Das war im Unterschied zu allen anderen Helmen in diesem Raum sozusagen seine *unique selling proposition*. Wer setzt sich eine Ziege auf den Kopf, dachte David Bryer und las die Legende. Er staunte nicht schlecht.

Er wohnte in London in Inverness Terrace, wo er täglich an der Ecke zu Porchester Gardens am Skanderbeg-Denkmal vorbeikam. Zumindest wusste er, dass auf dem Sockel dieses Denkmals der Name Skanderbeg stand. Und vor vierzig Jah-

ren, nein, noch länger her, hatte er sich dort mit Mädchen verabredet. Treffen wir uns beim Skanderbeg! Aber dass dieser Skanderbeg eine Art General Wellington des Spätmittelalters war, das hatte er nicht gewusst. Er wird, zurück in London, das Denkmal an der Ecke seiner Straße mit anderen Augen sehen. Oder überhaupt: sehen.

Tommy Vysoky war verwundert. Da kam schon wieder jemand. Eine zierliche Person, sie, ja sie, würde sogar in eine der hier ausgestellten Rüstungen passen. Eins sechzig, schätzte er. Sie hatte langes nasses Haar, das sie hin und her warf, dass die Tropfen nur so flogen, Tommy Vysoky machte sie auf Englisch darauf aufmerksam, dass sie das bitte unterlassen möge, die eisernen Rüstungen könnten durch Flugrost Schaden nehmen. Das war ein Gedanke von ihm, er wusste nicht, ob das wirklich so war, ob es das hier gab: Rost. Sie bat um Entschuldigung, yes, scusi, Tommy reichte ihr ein Papiertaschentuch, grazie, mit dem sie sich das Gesicht abwischte. Sie trug einen großen Rucksack, was hier eigentlich verboten war, aber Tommy dachte, wenn sie unten damit durchgekommen ist, was sollte er sich hier jetzt wichtig machen, sie wird schon keinen Helm stehlen wollen.

Patrizia Barella war eine Musikstudentin aus Rom, die nach Wien gekommen war, um ihr Violine-Studium durch Privatstunden bei Professor Höllerer zu krönen beziehungsweise durch den Eintrag in ihrer Biographie »Studium in Wien bei Professor Höllerer« ihre Zukunftschancen zu verbessern. Man sagte, dass jeder Violinist vor einer internationalen Karriere an diese Weggabelung kommt: »Zur Hölle oder zu Höllerer«. Als sie an einer Reihe von Rüstungen, Schwertern und Helmen vorbeigegangen war, bei denen die schiere Menge faszinierend war, aber kein einzelnes Objekt als solches, stand sie

vor diesem Helm mit dem Ziegenkopf, der definitiv anders war und anders präsentiert wurde, in einer eigenen Vitrine als Solitär, auf eine Weise beleuchtet, als würde ein Mann, der diesen Helm aufsetzte, dadurch auch einen Heiligenschein haben.

Patrizia las die Legende und rief so ekstatisch, dass Tommy erschrak: Mannaggia, non posso crederci! Ich glaub's nicht, Wahnsinn!

Scusi, scusi, alles gut! Patrizia wohnte in Rom bei ihren Eltern auf der Piazza Albania, und dort gab es ein Denkmal »Athleta Christi Skanderbeg«. Sie hatte keine Ahnung gehabt, wer das war, aber sie hatte seinerzeit in der Schule einen Aufsatz zum Thema »Ich erforsche mein Viertel« schreiben müssen, und da hatte sie geschrieben (woran sie sich jetzt erinnerte): »Auf dem Platz steht ein Denkmal von einem Mann mit Hörnern auf dem Kopf. Meine Eltern wissen nicht, wer das war, aber er muss wichtig gewesen sein, weil sonst würde er nicht auf unserem Platz stehen.« Sie machte ein Foto, das musste sie ihren Eltern schicken, und ihrer besten Freundin Lina, mit der sie so oft am Fuß des Denkmals gesessen hatte.

Da kam ein Mann zielstrebig in den Saal geeilt, es war eindeutig, dass er wusste, was er sehen wollte. Das war Fatos Velaj, ein bildender Künstler aus Albanien, der eine große Ausstellung in einer Wiener Galerie hatte. Er war an diesem Tag aus Tirana gekommen und wollte unbedingt noch vor der Vernissage den Helm des Skanderbeg sehen, aus purem Nationalstolz, für ihn war dieser Helm ein Symbol für die Bedeutung der Skipetaren für Europa. Er dachte –

In diesem Moment sagte Tommy Vysoky: Wir schließen in fünf Minuten. Bitte begeben Sie sich zum Ausgang. Wir schließen.

Aber –

Wir schließen in fünf Minuten!

Fatos Velaj machte noch in derselben Nacht im Hotelzimmer eine Gouache mit dem Titel »Europa: Wir schließen in fünf Minuten«.

Erster Teil

Das Ganze und seine Gegenteile.

Diesen Namen wird man sich merken müssen: Fate Vasa. Am 6. September 2019 schrieb er Geschichte. Zumindest eine Geschichte, wie sie ein Dichter in der Welt, die den Staatenführern entglitt, schreiben konnte. Er hatte eine Idee – und keine Ahnung, welche Dynamik diese Idee entwickeln würde.

Er war dabei, als der albanische Ministerpräsident mit dem französischen Präsidenten telefonierte.

Avec respect, Monsieur le Président, brüllte der Ministerpräsident ins Telefon, *Ta dhjefsha surratin!*

Das war ein in Albanien gebräuchlicher, oft leichthin gesagter, aber zwischen Staatsmännern unfassbar zotiger Fluch, den man vorsichtig mit »Ich scheiße in dein Gesicht!« übersetzen kann. Dagegen war der nächste Satz, nicht mehr gebrüllt, sondern nur noch gezischt, geradezu kultiviert: *T'u harrofië emri!* – Dein Name soll vergessen werden!

Excusez. Je ne comprends rien à vos simagrées.

Dieses Telefonat führte allerdings zu keinen diplomatischen Verwicklungen, zumindest zu keinen, die größer waren als die Verstimmung zwischen den beiden Ländern, die ohnehin schon bestand. Das lag natürlich daran, dass der albanische Ministerpräsident in seiner Muttersprache fluchte, während der französische Präsident zu diesem Telefonat zwar den *Sherpa*, also seinen diplomatischen Berater, den Balkan-Experten des Außenministeriums, sowie den für Europapolitik zuständigen Minister zugezogen hatte, aber keinen Dolmetscher aus dem Albanischen. Schließlich war im Élysée bekannt, dass der albanische Ministerpräsident perfekt Französisch sprach, das war Standard in Albanien, wo man vom anarchistischen

Künstler bis zum Diktator nichts werden konnte, ohne in Paris studiert zu haben.

Der Ministerpräsident, von seinem engeren Kreis ZK (*Zoti Kryeministër*) oder einfach Chef genannt, beendete das Telefonat abrupt und stellte mit großer Erregung sofort die Frage an die Runde seiner Berater, wie der Name des französischen Präsidenten laute. Sein Gesichtsausdruck und seine abweisend nach vorn gestreckten Handflächen signalisierten, dass er keine Antwort wünschte. Alle im Raum Anwesenden schwiegen. Er nickte befriedigt. *T'u harroftë emri!*

Der französische Präsident hatte am Tag davor durch ein Veto im Europäischen Rat verhindert, dass die Union Beitrittsverhandlungen mit Albanien aufnahm. ZK hatte Wahlen mit dem Versprechen gewonnen, Albanien in die Europäische Union zu führen. Nun aber blieb Albanien Kandidat ohne konkrete Perspektive und sollte erst weitere Bedingungen erfüllen, Monitorings noch und noch, Evaluierungen von Reformen durch EU-Delegationen, konfrontiert mit neuen Listen mit Forderungen, denen nachzugeben von den Nationalisten heftig kritisiert werden würde.

Und dann fragte der Ministerpräsident, wie der Staatspräsident Chinas heiße, und er forderte mit aufmunternden Handbewegungen dazu auf, dessen Namen zu nennen. Eilfertig antworteten die Anwesenden im Chor:

Xi! Xi!!! Xi Jin! Ping!

Ja! China. Ganz richtig, sagte Pressesprecher Ismail Lani, Albanien habe da ja eine eigene Geschichte, eine gewisse Tradition –

»Tradition?«, rief der Ministerpräsident erregt, »Ich scheiße auch auf die Tradition. Die albanische Geschichte ist doch nur ein langer Albtraum von Fremdbestimmung und Unterdrückung, Besatzung durch Türken, Griechen, Italiener, Deutsche! Und kommunistische Diktatur. Ein Diktator, der chi-

nesischer als Mao Zedong sein wollte, ist doch auch keine Tradition. Und dann die Mafia –«

Interessant, dass er auch die Mafia erwähnte, eigentlich ein Tabu. »Nein, wir haben keine Tradition«, setzte er fort, »wir sind aus einem langen Albtraum aufgewacht, nur um von Europa so vor den Kopf gestoßen zu werden, dass wir benommen gleich in den nächsten sinken. China ist jetzt einfach eine realpolitische Karte in diesem Spiel. Aber –«

Die Vertrauten von ZK, die in seinem Büro versammelt waren, sahen sich schweigend an.

Aber?

Bevor der Ministerpräsident weitersprechen konnte, warf Ismael Lani ein:

»Aber ... aber ... das können Sie so nicht sagen, *Zoti Kryemistër* ... nicht laut sagen ... keine Tradition ... keine Geschichte ... ich sage nur: Skanderbeg. Unser Nationalheld! Das ist doch unsere Geschichte, die Erinnerung an ihn, unsere Identität, die stolze Tradition, an der sich die Nation immer wieder aufrichtet!«

Der Chef machte eine verächtliche, wegwischende Handbewegung. »Skanderbeg. Aha. Lieber Ismail, geh bitte zum Fenster und schau hinaus.«

»Ja. Und?«

»Sag mir, was du siehst. Siehst du den Skanderbeg?«

»Ja, ich kann ihn sehen.«

»Und was macht er?«

»Nichts. Was soll er machen?«

»Er macht also nichts? Eben. Was soll er auch machen? Er ist doch nur ein Denkmal draußen auf dem Platz, an dem die Menschen vorbeirennen. Siehst du einen Passanten, der zu ihm aufschaut? Und sein Helm und sein Schwert liegen in einem Museum in Wien. Ein Mann aus dem 16. Jahrhundert –«